

Der gnädige Herr redet die ganze Zeit davon, dass es der heißeste Sommer aller Zeiten sei, und scheint sonderbarerweise sogar erfreut darüber, wenn er sich beim Frühstück mit der Zeitung Luft zufächelt. Ich sage nichts dazu, sondern lächle einfach nur. Ich weiß, dass er glaubt, ich verstehe nicht, was er sagt, dabei fällt mir bloß nichts ein, das ich darauf erwidern könnte.

Anfangs blieb ich stumm, weil ich mich dafür schämte, wie unförmig mir die Wörter im Mund lagen, wie hässlich und ungelentk meine Sätze waren. Ich bin immer aufgeweckt gewesen. Das haben unsere Nachbarn schon von mir gesagt, als ich noch klein war. Sie ist nicht süß, aber aufgeweckt, sagten sie oft zu meiner Mutter. Du kannst dich glücklich schätzen, eine so gescheite Tochter zu haben.

Jetzt fühle ich mich nicht aufgeweckt. Seit ich hierhergekommen bin, habe ich mich nicht aufgeweckt gefühlt.

Hier bin ich nicht witzig, keiner lacht über meine Scherze, und meine Einfälle und Gedanken beeindrucken niemanden. Keiner will sich auch nur anhören, was ich zu sagen habe. Wenn ich still bin, glauben sie, ich verstehe nichts, und wenn ich rede, hören sie nur, wie ich die Wörter an den falschen Stellen betone, und halten mich für beschränkt.

Das hier ist nicht das neue Leben, das sich Mama für mich gewünscht hat. Es ist keine neue Chance.

Ich bin erst seit vier Monaten in diesem Land, und ich weiß, dass ich es aushalten muss, aber o Gott, Mama, dabei möchte ich nichts lieber, als wieder nach Hause zu fahren.

Ich wünsche mir so sehr, ich könnte wieder nach Hause.

Eleanor

»Da«, sagt Sebastian und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich sehe auf.

Wir haben Acker um Acker hinter uns gelassen, und ein schmaler Privatweg hat uns durch ein dichtes Waldstück mit hohen, frostbedeckten Stämmen geführt, das sich nun vor einer Ansammlung von Gebäuden lichtet. Ein Kiesweg führt bis zum eigentlichen Gutshaus – ein stattliches und gut erhaltenes Gebäude mit zwei Stockwerken, weiß verputzt, mit dunklen Fensterreihen, die uns leer anstarren. Hinter dem Haus erkenne ich weitere kleinere Gebäude und einen von gefrorenem Schilf umgebenen kleinen See. Die Eisfläche ist makellos blau und unversehrt.

»Mein Gott, was für ein Ort!«, ruft Sebastian aus.

»Ja, wirklich ... Ich meine, der Notar hat ja tatsächlich von einem Gutshof gesprochen, aber das hier ...« Ich schüttele den Kopf.

»Was sind das für Nebengebäude?«, fragt Sebastian.

Ich versuche, die Umgebung zu überblicken. Manche der umliegenden Gebäude sind gar nicht so klein. Eines ist beinahe halb so groß wie das Haupthaus – ich vermute, dass es ein Stall oder eine Art Scheune ist, denn es steht ein Stück abseits der anderen Häuser, kauert geradezu am Waldrand.

»Alles Mögliche«, sage ich. »Keine Ahnung.«

Zu meiner Verwunderung stehen zwei Autos in der Auffahrt. Eines ist ein unauffälliger grauer Volvo, aber das andere ...

»Ich dachte, wir wären allein mit dem Notar?«, stutzt Sebastian, als er bremst und das Auto parkt.

Ich schüttele ratlos den Kopf.

»Das dachte ich auch.«

Im selben Moment entdecke ich meine Tante. Sie trägt einen ihrer unzähligen schwarzen Mäntel und lehnt mit einer Zigarette im Mundwinkel an der Hauswand. »Typisch Veronika«, entfährt es mir, und ich höre selbst die ungewöhnliche Schärfe, die in meiner Stimme liegt und mich für einen Augenblick auf unheimliche Weise nach Vivianne klingen lässt.

Keiner von uns macht Anstalten, aus dem Auto zu steigen.

»Ich hätte nicht gedacht, dass sie kommen würde«, sagt Sebastian, und ich höre die Beunruhigung in seiner Stimme, obwohl er versucht, sie zu verbergen. Sebastian hat Veronika erst ein einziges Mal getroffen, aber das hat ihm gereicht. So geht es den meisten.

»Ich auch nicht. Sie hat gesagt, sie würde nicht kommen.«

Das würde ich nicht mal tun, wenn die alte Hexe mich dafür bezahlt hätte, waren ihre exakten Worte gewesen. Auf gewisse Weise ist es aber doch so, als würde Vivianne sie dafür bezahlen, wenn eine Inspektion und Begutachtung von Solhöga nötig sind, damit Veronika ihren Erbanteil ausgezahlt bekommt.

Ich pflege keine enge Beziehung zu Veronika. Keine Ahnung, ob überhaupt jemand eine enge Beziehung zu ihr hat. Als ich klein war, brachte sie mir oft Geschenke mit, immer von diesem beißenden, glamourösen Zigarettengestank umgeben, der wie eine Wolke um ihre losen schwarzen Kleider waberte. Später kam sie dann nicht mehr. Jetzt sehe ich sie nur noch zu einem langen steifen Mittagessen an Weihnachten, bei dem wir Rehrücken mit Johannisbeergelee und Kartoffelgratin essen, während Veronika und Vivianne sich gegenseitig von ihrer Seite des Tisches mit halb geschlossenen Augen anfunkeln und ich versuche, soweit es geht, irgendeine Imitation von guter Stimmung aufrechtzuerhalten.

Beziehungsweise, so war es immer. Wir werden es nie wieder tun. Nicht wir drei. Nicht Vivianne.

Veronika betrachtet Sebastians Wagen mit demselben trägen und leicht angewiderten Blick, den sie auch einem überfahrenen Dachs auf der Straße schenken würde. Der zu große schwarze Mantel hängt wie ein Paar schlaffer Flügel an ihr herab, und ihr akkurater schwarzer Pagenschnitt rahmt ihr schmales längliches Gesicht messerscharf ein.

Die Haare sind schon immer ihr bestes Erkennungsmerkmal gewesen. Es kommt gelegentlich vor, dass ich zusammenzucke, wenn ich auf der Straße eine Frau mit geradem schwarzen Pagenschnitt sehe, ihrem Blick mit pochendem Herzen begegne und darauf warte, dass sie wegschaut, ohne mich wiedererkannt zu haben, und ich mich traue auszuatmen.

Sebastian schaltet den Motor aus.

»Es ist okay«, sagt er. »Es sind nur ein paar Tage. Bestimmt ist sie es morgen leid und fährt wieder nach Hause.«

Sebastian ist ein unverbesserlicher Optimist.

»Das muss der Notar sein«, sagt er im gleichen Moment, in dem auch ich ihn entdecke.

Während Veronika einer Krähe ähnelt, so wie sie sich an die Hauswand lehnt, wirkt der Testamentsvollstrecker, als wäre er einem Musterkatalog für Notare entsprungen. Er trägt einen grauen Mantel in derselben unauffälligen Farbe wie sein Volvo – ich frage mich unwillkürlich, ob das Absicht ist –, das Haar ordentlich gescheitelt, schwarze Lederhandschuhe und eine dazu passende, ebenfalls lederne Aktentasche, die er vor sich abgestellt hat, während er auf dem Treppenabsatz vor der Eingangstür wartet.

»Hallo«, begrüße ich ihn, als ich aus dem Auto steige und die Wagentür hinter mir schließe. Nach dem überhitzten Wageninneren fühlt sich die Februarluft angenehm kühl auf meinem Gesicht an.

»Victoria Fälth? Wir haben miteinander telefoniert, nicht wahr?«, fragt er mit ausgeprägtem Stockholmer Dialekt. »Ich bin Rickard, von der Notarkanzlei Lindqvist.«

Er ist der Mann, der sich vor zwei Wochen gemeldet und gesagt hat, dass es an der Zeit für einen Besuch auf Solhögå sei, um ein Nachlassverzeichnis zu erstellen. Er ist jünger, als ich bei seinem ersten Anblick aus dem Auto heraus gedacht habe: Ende vierzig, den Falten um die Augen und den Silbersträhnen in seinen Haaren nach zu schließen. Um das Testament hatte sich ein anderer älterer Notar gekümmert.

»Eleanor.« Ich lächele, um nicht unfreundlich zu wirken. »Ich ziehe Eleanor vor.«

»Ah«, sagt er. »Schön, Sie endlich kennenzulernen, Eleanor.«

Sein Händedruck ist warm und fest. Ich lasse seine Hand ein wenig zu rasch wieder los.

Auf einmal klopft mein Herz ängstlich.

Er ist nur der Notar, der uns mit dem Nachlassverzeichnis hilft. Er ist nicht gefährlich. Du hast mit ihm telefoniert, weißt du noch?

Ich suche nach etwas anderem, auf das ich meinen Blick heften kann, damit ich ihn nicht anstarre, und lande bei Veronika. Sie lässt ihren Zigarettenstummel in den Kies fallen, zertrampelt ihn brutal und wirkungsvoll mit dem Absatz und sieht zu mir.

Sekundenlang sagt keiner von uns beiden etwas. Sie wartet, bis ich reagiere. Das ist einer von Vivianes Kniffen, auch wenn Veronika ziemlich sauer würde, falls ich sie darauf hinwiese.

»Wie schön, dass du kommen konntest«, sage ich schließlich.

Sie verzieht den Mund. Nur auf einer Seite, den linken Mundwinkel.

Als ich klein war, habe ich geglaubt, sie täte das absichtlich. Zu der Zeit war ich noch verzaubert von meiner Tante gewesen, die mich mit zerstreuter Zuwendung überschüttete wie einen kleinen Hund. Ihre Beachtung währte zwar länger als Vivianes, allerdings schlug ihre Laune schneller um. Damals vergötterte ich sie.

Erst als ich in die Pubertät kam und Veronikas Eigenart sich in Aggression zu wandeln begonnen hatte, erzählte Vivianne mir in giftigem Vertrauen, dass dieses schiefe

Lächeln das Überbleibsel einer einstigen Gesichtslähmung sei, die sich Veronika vor meiner Geburt zugezogen habe. *Im Grunde war es ein Segen*, hatte Vivianne gesagt, mit perfekt symmetrisch nach oben gezogenen Mundwinkeln. *Sie sah ohnehin aus wie ihr Vater. Diese Lähmung hat ihrem Gesicht wenigstens zu ein bisschen Charakter verholfen.*

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagt Veronika. Sie hat Sebastian bisher nicht einmal angesehen, geschweige denn begrüßt. »Ich bin seit meiner Kindheit nicht mehr auf Solhöga gewesen. Das hier konnte ich mir nicht entgehen lassen.«

Sie zieht ihre Augenbrauen ein wenig hoch, dann wirft sie einen raschen Blick auf Sebastian. »Aha, da haben wir also den Freund.«

Sebastian lächelt breit, als hätte sie ihn nett begrüßt. »Schön, dich wiederzusehen, Veronika.«

Gut pariert.

Veronika starrt ihn ein paar Sekunden an, ehe sie steif nickt und sich an den Notar wendet.

»Und Sie sind?«, fragt sie ihn mit abschätziger Miene, als hätte sie vor unserer Ankunft einfach hier gewartet, ohne sich vorzustellen oder ihm einen Blick zu gönnen. Wahrscheinlich trifft das sogar zu.

Er sieht sie an wie einen knurrenden Hund. »Rickard Snäll«, stellt er sich vor. »Notar. Ich bin hier, um beim Erstellen des Nachlassverzeichnisses und der Bewertung des Anwesens zu helfen.«

»Sie haben dann sicher den Schlüssel?«, fragt er nun an mich gewandt.

»Ja«, antworte ich, gehe die Treppe nach oben und greife in die Tasche. Meine Finger sind schweißnass, als ich nach dem Schlüssel krame. Seinem Blick weiche ich aus.

»Er lag in dem Umschlag, den wir in Viviannes Wohnung gefunden haben. Samt der Adresse von Solhöga und der Handynummer von Herrn Bengtsson. Ich weiß nicht, ob der Schlüssel außer am Haupthaus auch woanders passt. Möglicherweise braucht man für die anderen Türen weitere Schlüssel, aber in diesem Fall sind sie wohl bei Bengtsson zu finden. Er ist der ...«

»Derjenige, der sich um das Anwesen kümmert, ja«, beendet Rickard meinen Satz. »Ich habe bereits versucht, ihn unter der Nummer zu erreichen, die Sie mir mitgeteilt haben, bisher jedoch ohne Erfolg.«

»Ich habe ihn ebenfalls nicht erreicht«, sage ich.

Schon seit Wochen versuche ich, den Gutsverwalter anzurufen, doch jedes Mal lande ich direkt bei einem anonymen Anrufbeantworter. Dem ersten Notar zufolge gibt Viviannes Testament an, dass der Lohn des Verwalters so lange aus ihrem Vermögen weitergezahlt werden soll, bis das Erbe verteilt ist.

»Vielleicht ist er nicht mehr hier«, sagt der Notar.

Ich begegne seinem Blick nicht, sondern stecke den Schlüssel ins Schloss und versuche, ihn herumzudrehen. Es ist ein wenig schwergängig, aber dann schwingt die Tür lautlos an den gut geölten Scharnieren auf.

Das also ist Solhöga. Das Geheimnis, das Vivianne mein ganzes Leben vor mir verborgen gehalten hat.

Eleanor

Wir treten in eine große offene Eingangshalle, in der ein ausgebleicher Perserteppich auf dem edlen Holzboden liegt. Die Decke ist hoch – sicher drei Meter –, und das Licht, das durch die Fenster beidseits der Außentür hereinscheint, dringt in jede Ecke des Raums.

Es sieht nicht verlassen aus. Nur ein wenig Staub auf dem Boden, keine Spinnweben in den Ecken, und auch die Fenster sind mehr oder weniger sauber. Unter einem großen Spiegel an der linken Wand steht ein kleiner Tisch, einer, der keine wirkliche Funktion erfüllt, sondern mit seinen verschnörkelten goldfarbenen Beinen und der gesprenkelten Marmorplatte eher als Blickfang dient. Die Tischplatte ist sogar sauber genug, um im Nachmittagslicht zu glänzen.

Auch wenn Bengtsson nicht ans Telefon geht, ist es offensichtlich, dass er sich um das Anwesen gekümmert hat. Oder irgendjemand anderes.

»Ist sie das?«, fragt Sebastian.

Erst jetzt bemerke ich das Gemälde. Das Licht trifft den Spiegel auf der gegenüberliegenden Seite so, dass er einem ins Auge fällt und einen gleichzeitig blendet, aber trotzdem verstehe ich nicht, wieso ich das Bild nicht als Erstes gesehen habe. Es ist enorm, sicher zwei Meter breit und anderthalb hoch, so dunkel und gesättigt, dass es den Anschein hat, als wolle die Ölfarbe von der Leinwand tropfen.

Es ist ein Familienporträt. Ein Mann, eine Frau und zwei kleine Mädchen vor einem dunkelgrauen Hintergrund. Der Mann sitzt in einem Sessel, die Frau auf der Armlehne, die Beine kokett übereinandergeschlagen. Eines der Mädchen – das jüngere – steht mit einer Puppe im Arm neben der Frau, sie ist wohl kaum älter als zwei, und das ältere Mädchen – fünf, vielleicht sechs Jahre alt? – sitzt zu Füßen ihres Vaters. Sie trägt ein rotes Kleid mit einer weißen Schleife. Ihr Gesicht ist ein weißes Oval, ihre Augen groß, dunkel und gedankenverloren, das Haar zu zwei adretten schwarzen Zöpfen geflochten.

»O Gott!« In Veronikas Ausruf schwingt ein ganzer Satz voller Verachtung mit.

»Ja«, sage ich zu Sebastian und schlucke. »Das muss Vivianne sein. Und Evert und die Mädchen ...«

»Ich«, fällt mir Veronika ins Wort und zeigt auf ihr zweijähriges Selbst. Es ist unmöglich, in den runden Bäckchen, den weichen dunklen Locken und dem rosig geschürzten Mund des Kindes auf dem Gemälde die magere Frau mit den dünnen hochgezogenen Augenbrauen neben mir wiederzuerkennen.

»Und ... Vendela«, fügt sie mit ein wenig weicherer Stimme hinzu und zeigt auf meine Mutter.

Verzweifelt wünsche ich mir, irgendetwas von meiner Mutter in dem kleinen Mädchen auf dem Bild erkennen zu können, in den sorgfältig geflochtenen Zöpfen, den geraden Augenbrauen, den kleinen Händen oder den bedacht angewinkelten Beinen, doch ich habe nur flüchtige Erinnerungen an meine Mutter. Als sie starb, war ich drei Jahre und vier Monate alt. Vivianne hat mir nie erzählt, an welchem Datum genau es passierte. Ansonsten hätte ich die Tage und Wochen ebenfalls mitgezählt.